

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst

Höcker, Gustav

Glogau, [1899]

VII. Patriotismus im Theater. - Iffland und Devrient

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

abende. Damit sich Ähnliches nicht wiederholte, wurde die gehässige Verordnung aufgehoben. . . .

Um jene Zeit zählte zu den Mitgliedern der Bühne ein schlichter Schauspieler, dessen Name auf seinem künftigen Lebenswege nicht im Dunkel bleiben sollte. Es war Karl Töpfer. Mit seiner geschickten Umwandlung des Goetheschen Idylls „Hermann und Dorothea“ in ein Drama, von welchem der Altmeister der deutschen Dichtung sagte: „Ich selbst hätte es nicht besser machen können,“ betrat er später die schriftstellerische Laufbahn, und die Bühnenlitteratur verdankt ihm eine Reihe sehr beliebt gewordener Arbeiten, von denen die Lustspiele „Der beste Ton“ und „Rosenmüller und Finke“ heute noch häufig gegeben werden.

In jenen Breslauer Tagen mußte sich Töpfer durch Unterricht im Guitarspiel einen Nebenverdienst suchen, um sein äußerst knappes Einkommen zu verbessern. Während der ersten Zeit seines Engagements wohnte er bei einem Kollegen, dessen neunjähriges Söhnchen damals Kinderrollen spielte. Auch diesem Knaben winkte eine bedeutende Zukunft, und auf dem Gebiete der heitern Musik wird kein Name häufiger genannt als der seinige. Albert Vorzing hieß der Kleine — und wem wären wohl seine späteren Opern „Der Waffenschmied,“ „Undine,“ „Der Wildschütz“ und „Zar und Zimmermann“ unbekannt geblieben? . . .



VII.

Patriotismus im Theater. — Afland und Devrient.

Unter dem politischen Druck, der auf ganz Preußen lastete, waren die Einnahmen des Theaters mehr und mehr zurückgegangen, und der an der Spitze desselben stehende Regierungsrat Streit befürchtete, daß es sich nicht mehr lange halten können. Da er zudem für die großen persönlichen Opfer, welche er dem

Institute gebracht, nur Andank geerntet hatte, so legte er zu Ostern 1813 die Direktion nieder, welche auf den Professor Rhode überging. Dieser war Lehrer der Mathematik, aber eine für die Bühnenleitung durchaus geeignete Persönlichkeit und besaß eine so hohe litterarische Bildung, daß sein Urtheil als unfehlbar galt. Gleich nach seiner Übernahme der Direktion trat ein Umschwung der politischen Verhältnisse ein, welcher auch auf den Theaterbesuch günstig zu wirken begann.

Schon die Nachrichten von dem gänzlichen Mißerfolg des Napoleonschen Feldzugs gegen Rußland hatten auf die gedrückten Gemüther belebend gewirkt, und das Breslauer Theater wurde mehr und mehr der Schauplatz patriotischer Kundgebungen, welche unter dem Zwange der Franzosenherrschaft bisher niedergehalten worden waren. Als die ersten französischen Soldaten, aus den unwirklichen Schneefeldern Rußlands zurückkehrend, zerlumpt und halb verhungert durch Breslau kamen, verspottete Tölpel in einer Vorstellung des „Herodes von Bethlehem“ die einst so übermüthige französische Armee, indem er als Held der Wachtparade in zerfetzter französischer Uniform die Bühne betrat. Ein allgemeines Hurrageschrei begrüßte ihn; denn zu frisch waren noch die Wunden, an denen Preußen blutete, als daß man mit dem Feinde, der sie geschlagen und nun selbst eine ernste Niederlage erlitten hatte, Mitleid hätte fühlen können.

Am 25. Januar 1813 kam König Friedrich Wilhelm III. nach Breslau, und hier spielten sich nun die weltgeschichtlichen Ereignisse ab, welche die große Erhebung des deutschen Volkes vorbereiteten. Fast jeden Abend besuchte der König das Theater, und kaum vermochte dieses die Zahl der herbeiströmenden Menge zu fassen, die dem Monarchen ihre Verehrung und vaterländische Gesinnung bezeigen wollte. Alle patriotischen Stücke, welche bisher von der französischen Censur unterdrückt worden waren, kamen jetzt zur Aufführung. Jede Stelle, die sich gegen das verhaßte

Fremdenjoch richtete, wurde mit jubelnder Begeisterung aufgenommen, und der französische Gesandte mußte in seiner Voge Zeuge dieser stürmischen Kundgebungen sein.

Am 15. März traf auch Kaiser Alexander I. von Rußland ein. Als er zwei Tage darauf mit dem Könige im Theater erschien, tönte dem kaiserlichen Bundesgenossen von dem überfüllten Hause ein endloses brausendes Hurra! entgegen, welches er mit sichtlicher Freude entgegennahm. Am Abend des 20. März, wo in der „Schlesischen Zeitung“ der Aufruf „An mein Volk“ erschienen war, ward das Kozebuefsche Schauspiel „Die deutsche Hausfrau“ gegeben.

„Die versammelten Zuschauer achteten wenig oder gar nicht auf die Darstellung,“ beschreibt Holtei diesen Theaterabend. „Alle Blicke waren nach einer Voge gerichtet. Der König fand sich erst Mitte des zweiten Aktes ein. Heiliger Gott, welch ein Augenblick! Das waren nicht die Unterthanen, die, weil es eben hergebracht ist, von flüchtigem Enthusiasmus oder von eingeborener Anhänglichkeit bewegt, dem Monarchen huldigen wollen; das war nicht ein König, der diese Huldigung mit gnädigem Lächeln hin nimmt und sich dann bequem zur Bühne wendet: nein, das waren Menschen, die in rein menschlicher Empfindung dem Manne Treue schworen, den sie in seinem Unglück achten und lieben gelernt; dem Manne, der ihrer bedurfte, um auf dem Throne seiner Väter zu bleiben. Ihm wollten sie sagen: Da sind wir, Alle für Einen, und Du, unser König: Einer für Alle! Niemand mochte in diesem Augenblick an Orden und Ehrenstellen denken: Kampf, Blut, Rache, Freiheit, Sieg und Tod! Um ihm näher zu sein, dem ritterlichen Vater, von seinen holden Kindern umgeben, stiegen die Leute im Parterre auf die Bänke; ich hatte mich glücklich an einer Ecke der vordersten Bank emporgeschwungen; da stand ich neben des Grafen von Donnersmark Excellenz, der in der neuen Uniform seines Regiments aus voller Seele «Heil

Dir!» schrie; aber ich blieb nicht hinter ihm zurück. Die «Deutsche Hausfrau» ging dabei zu Grunde. Die Schauspieler hatten gut weitergespielt, sie brachten nichts mehr zu stande; denn teils erregte jede Silbe in ihren Reden, die nur irgend eine Beziehung gestattete, neuen Ausbruch der dröhnenden Freude, teils waren sie selbst von dem Nierlebten so wahrhaft ergriffen, daß sie krampfhaft schluchzten.“ . . .

Breslau war der Vereinigungspunkt der Freiwilligen, die in Scharen herbeiströmten, um gegen den Erbfeind das Schwert zu ziehen. Auch Devrients Gönner, der Dichter und Kritiker Schall, stellte seinen Arm dem Vaterlande zur Verfügung, konnte aber seiner großen Beleidtheit wegen die Kriegsstrapazen nicht ertragen und mußte nach dem ersten Marsche seinen Abschied nehmen.

Nach der Schlacht bei Bautzen erschienen die Franzosen wieder in Schlesien und waren auch einige Tage lang Herren in Breslau. Während des Waffenstillstandes war das Theater stets sehr gut besetzt, da die Soldaten aus ihren Lagern in der Umgegend abends in die Stadt kamen.

„Es wäre, glaub' ich, voll gewesen,“ schreibt Holtei, „wenn man lediglich die Lampen angezündet und die Thüren geöffnet hätte, ohne zu spielen. Wieviel mehr nun, wenn Devrient auftrat, oder wenn, was damals ebenso zog, ein Stück aufgeführt wurde, welches zeitgemäße deutsch-tümliche (freilich stets mit russischer Pelzverbrämung aufgeputzte) Gestalten vorführte. Der alte Kogebue bemächtigte sich hier noch einmal der so lange beherrschten Bretter und behauptete auch diesmal noch das Feld. Sein «Kosak und Freiwilliger» war an der Tagesordnung.“

Die Kriegsnachrichten wurden den Breslauern gewöhnlich im Theater bekannt gegeben.

Am 27. August führte man das alte Schauspiel „Die Soldaten“ auf. Devrient spielte darin den Schacherjuden Moses, eine seiner besten Rollen. „Nichts zu handeln?“ hatte er, als

er auftrat, eine Hauptmannsfrau anzureden. Statt dessen sagte er: „Haben Sie schon gehört die Neuigkeit? Die Franzosen haben gekriegt ä grauße Patſch an de Raßbach von Tate Blücher!“ Und er zog das Siegesbulletin über die tags zuvor geschlagene Schlacht aus der Tasche, warm wie es aus der Presse gekommen, und las es vor. „War das ein Geschrei!“ schildert Holtei, der diesen Vorgang erzählt, die Wirkung dieser Nachricht auf das vollbesetzte Haus. „Wenn ich jetzt, indem ich diese Worte niederschreibe, daran denke, wahrhaftig, am liebsten möchte ich die Feder hinwerfen und noch einmal auf eigene Hand nachträglich zu schreien anfangen.“ . . .

Während dieses Sommers hatte sich Zffland in dem Badeorte Reinerz in der Grafschaft Glatz aufgehalten, um seine schwer erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Obwohl bereits den Tod in der Brust, der ihn ein Jahr später wegraffte, fühlte er sich durch die Kur doch so gestärkt, daß er auf seiner Rückreise nach Berlin vom 9. bis 23. September in Breslau verweilte, um hier in einer Reihe von Rollen aufzutreten. Es war sein drittes und letztes Gastspiel hier, und er gab das Beste, was man in Breslau je von ihm gesehen. Nicht nur durch die Freude über die wenn auch leider nur vorübergehende Besserung seines Gesundheitszustandes fühlte er sich gehoben, sondern auch die Wieder- auferstehung Preußens machte ihn glücklich. Hatte er doch als Leiter des königlichen Theaters unter der französischen Gewalt- herrschaft in Berlin zwei schlimme Jahre durchlebt und sein ver- antwortungsreiches Amt mit ausdauernder Treue gegen das Königs- haus, mit Umsicht, Besonnenheit und männlichem Mute unter den schwierigsten Verhältnissen weitergeführt, so daß er einer der ersten gewesen war, welche vom König nach dessen Heimkehr aus dem fernen Osten in anerkennender Guld mit dem Roten Adlerorden geschmückt wurden. „Er trug ihn in Ehren,“ plaudert Holtei aus der Zeit dieses letzten Zfflandschen Gastspiels. „Er

wußte aber auch sehr gut, wie sich ein Generaldirektor der königlichen Schauspiele, berühmter Theaterdichter und nebenbei erste darstellende Celebrität zu benehmen hat, wenn er mittags 12 $\frac{1}{2}$ Uhr aus der Probe kommt und langsamen Schrittes, den Regisseur der Bühne an seiner linken Seite, den ziemlich weiten Weg von der Ecke der Taschenstraße, die Ohlauerstraße lang, über den Marktplatz nach seinem Hotel «Die drei Berge» schreitet. So habe ich ihn nach Beendigung seiner ersten Probe gehen sehen, habe an der Ohlauer Brücke unterm Schwibbogen Front vor ihm gemacht, bin dann in achtungsvoller Entfernung hinter ihm her geschlichen und bin, in Träumen versunken, noch ein langes Weilchen stehen geblieben unter den Fenstern des Gasthauses, welches so glücklich war, ihn zu beherbergen.“

In jenen Tagen patriotischer Begeisterung suchte ein jeder sein Scherzlein auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Auch Jffland wollte nicht zurückbleiben und veranstaltete eine Vorstellung zum Besten der „Fonds zur Equipierung armer Freiwilliger.“ Um eines möglichst reichen klingenden Erfolges für den guten Zweck sicher zu sein, trat er mit Devrient zusammen auf. Den Breslauern bot sich also die seltene Gelegenheit dar, die beiden größten damals lebenden Schauspieler nebeneinander in ein und demselben Stücke spielen zu sehen. Dennoch war das Haus kaum zur Hälfte gefüllt! Das Publikum ist in seinen wechselnden Launen ein ungelöstes Rätsel, welches aber in diesem Falle seine Erklärung zum Teil vielleicht darin fand, daß man zu der Vorstellung einen Vormittag gewählt hatte, die sogenannten «Matinées» den Breslauern aber noch etwas Neues und Fremdartiges waren.

Als Lorenz Kündlein in „Der arme Poet“ verabschiedete sich Jffland von Breslau. Über dieser letzten Rolle waltete kein günstiger Stern. Hätte der Altmeister diesen Charakter vorher von Devrient darstellen sehen, so würde er wohl nicht darin

aufgetreten sein; denn die schlichten Herzenstone, durch welche der jüngere Künstler hier zu ergreifen und zu rühren wußte, waren wohl keinem andern Schauspieler gegeben. Dazu kam noch Zfflands behäbige äußere Erscheinung, der man die Entbehrungen des kindlichen, halb verhungerten Greises nicht anmerkte. Hatte das Publikum bei Devrients Darstellung dieser Rolle geweint, geschluchzt und dann wieder unter Thränen gelacht, so nahm es Zfflands armen Poeten mit respektvollem Schweigen hin. Ein fataler Zufall spielte dem großen Meister zuletzt noch einen schlimmen Streich. Da er unmittelbar nach der Vorstellung abreisen wollte, so hatte man ihm sein bedeutendes Gastspielhonorar in einer mit Gold gespickten Börse in der Garderobe überreicht. Bereits mit der dürftigen Kleidung des armen Poeten angethan, hatte Zffland den Mammon in die Brusttasche gleiten lassen, im Laufe des Spiels aber darauf vergessen. Wie nun der arme Lorenz Kindlein, von seiner Gläubigerin gedrängt, ein paar Groschen von der rückständigen Schuld abzutragen, in bitterer Verlegenheit erwiderte, daß er keinen Pfennig besitze, und dabei betauernd an seine Brust schlug, hörte man bei der herrschenden ernststen Stille sehr vernehmbar die Goldmünzen klingen. . . .

Zffland hatte in Devrient den einzig würdigen Nachfolger erkannt, der ihn als Schauspieler in Berlin ersetzen konnte.

„Man redet mir nach,“ sagte er zu Devrient, als er ihm die Hand zum Lebewohl reichte, „ich sei neidisch und eifersüchtig auf fremde Talente. Wer das behauptet, hat mich nie gekannt. Gegen hohle Aufgeblasenheit und selbstgenügsame Mittelmäßigkeit habe ich mich stets kurz abweisend verhalten; aber dem Genie habe ich nie meine Anerkennung versagt. Wer wirklich etwas kann, fürchtet den Ebenbürtigen nicht. Beide stärken sich im gegenseitigen Wettkampf. Selbst eine Niederlage ehrt den Überwundenen mehr, als wenn er zehn Schwachköpfe besiegt. Ich

sage Ihnen, Devrient, Sie werden kein großer Künstler werden — Sie sind es schon! Die Verehrung, die Sie in Breslau genießen, ist beneidenswert; aber sie darf dem Ehrgeize eines solchen Genies nicht genügen. Der einzig würdige Platz für Sie ist Berlin. Dieser Platz — ich fühle es wohl! — wird bald geräumt werden. Er bleibt Ihnen aufbehalten. Verlassen Sie sich auf mein Wort!“ . . .

Die Kriegstürme hatten sich endlich ausgetobt. Mit dem Einzuge der Verbündeten in Paris, am 31. März 1814, war Napoleons Macht gebrochen. Der Friede brachte Sicherheit und Wohlstand zurück, und der Triumph über die errungenen Siege, wodurch das drückende Joch langjähriger Fremdherrschaft abgeschüttelt war, machte das Publikum doppelt empfänglich für das ideale Reich der Kunst. . . .

Im Juni 1814 erschien für Devrient und Anschütz, welche vor acht Jahren in Leipzig Freundschaft miteinander geschlossen hatten, der Tag des Wiedersehens. Anschütz kam nach mannigfachen Wanderzügen nach Breslau und wurde dort engagiert, nachdem er als Wilhelm Tell eine glänzende Probe seines Talents abgelegt hatte. „Mit welcher Freude erfüllte es mich,“ heißt es in seinen „Erinnerungen,“ „meinen alten Freund Ludwig Devrient hier als Kollegen zu finden auf dem Gipfel seiner künstlerischen Laufbahn und mit ihm vereint den Idealen nachzustreben, die unsere hochstliegende Phantasie in Leipzig als Leitstern für unsere Künstlerfahrt aufgestellt hatte. Was ich hier von Devrient gesehen habe, ist über alles Lob erhaben. Ihm hatte der Genius den Weisefuß gegeben.“ . . .

Nach vierundzwanzigjähriger Pause wurde im Herbst desselben Jahres Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ wieder aufgeführt, nicht mehr, wie früher, in der Schröderschen Bearbeitung, sondern in der Übersetzung Schlegels, welche die ursprüngliche Form des Dramas beibehalten hat. Mit der Rolle

des Juden Shylock that Devrient einen neuen, bedeutsamen Schritt auf der Leiter des Ruhmes vorwärts. Wer in dieser Aufgabe den Lorbeerfranz verdiente, ob Devrient oder Iffland, ist schwer zu entscheiden. Beide waren einander ebenbürtig, obwohl sie in der Auffassung wesentlich abwichen. Iffland gab die jüdische Gattungsnatur, Devrient einen bestimmt abgegrenzten Charakter innerhalb derselben; der Humor, welcher durch diese unheimliche Gestalt blüht, war bei Iffland ein erheiternder, bei Devrient ein vernichtender. Wenn Iffland sagte: „Ich will den Schein, ich will nicht reden hören!“ konnte man lächeln, während man bei Devrient die Zähne zusammenbiß. Den Ausruf: „Ein Eid! ein Eid! Ich bin durch einen Eid im Himmel gebunden!“ brachte Iffland zu drastisch-komischer Wirkung; Devrient machte mit diesen Worten das Publikum erschauern. Ifflands äußere Gestalt war kräftiger, stolzer, fecker daherschreitend, Devrient schlich gebückt einher.

Ifflands Shylock zeigte das gereifte Kunststudium; Devrient gab das Gebilde höchster Genialität. . . .

Der Altmeister in Berlin war am 22. September 1814 aus dem Leben geschieden. Er hatte das Versprechen, welches er dem jüngeren Künstler gegeben, nicht vergessen. Es war eine seiner letzten Maßnahmen gewesen, Devrients Engagement in Berlin zu sichern.

Und so trat am 19. März 1815 das von den Breslauern längst gefürchtete Ereignis ein: Ludwig Devrient spielte zum letztenmal. Er gab als Abschiedsrolle den Shylock. Mit der Gerichtsscene im vierten Akt, wo der Jude, vom Richterspruch vernichtet, von der Scene schwankt, ist diese Rolle zu Ende. Der fünfte Akt, in welchem Shylock nicht mehr erscheint, bringt nur noch ein heiteres Nachspiel in mondbeglänzter duftiger Sommernacht, welches die Schrecken der vorangegangenen Handlung mildern soll. Dem Publikum hätte dies bekannt sein können; denn der „Kaufmann von Venedig“ war in den letzten Monaten oft genug

aufgeführt worden. Aber nur einer rief nach Schluß des vierten Aktes Devrient's Namen, in der festen Überzeugung, daß das Publikum einstimmen werde, und das war der sechzehnjährige Holtei. Aber niemand folgte seinem Beispiele. Es war in Breslau nicht Sitte, einen Schauspieler vor gänzlicher Beendigung eines Stückes hervorzurufen, und als der junge Holtei seinen Versuch erneuerte, wurde er niedergezischt, und in seiner nächsten Nähe fielen sogar Anspielungen auf ein „vorlautes, naseweises Bürschchen.“

Erst als sich nach dem letzten Akt der Vorhang gehengt hatte, durchdröhnte der allgemeine Ruf: „Devrient!“ das Haus.

Statt des Gerufenen erschien jedoch ein anderer Schauspieler, um dem Publikum zu verkünden, daß Herr Devrient bereits nach Beendigung des vierten Aktes das Theater verlassen habe.

So geschah es, daß Ludwig Devrient von der Bühne, die er sechs Jahre lang durch seinen Genius verherrlicht, ohne Lebewohl schied, und daß die Breslauer, welche er in der Blütezeit seiner Kraft so oft entzückt und erhoben hatte, einen der größten Darsteller, den die Theatergeschichte nennt, ohne Abschiedsgruß ziehen ließen.



VIII.

Ein Besuch bei Schröder. — Die Weimarische
Schule und der Hund des Aubry.

Die heutige Reichshauptstadt und das Berlin von 1815 können miteinander kaum verglichen werden. Zwar zählte die preussische Residenz schon damals zu den schönsten Städten; aber die meisten der Prachtbauten und monumentalen Bildwerke, welche sie heute zieren, waren noch nicht entstanden. Von dem unver-